

Medienspiegel Woche 14_19



Inhalt

Tagblatt, 2.4.2019

Bildschirmfrei ist das neue Bio:

Warum die Programmierer im Silicon Valley ihre Kinder computerfrei erziehen **1**

Tagblatt, 4.4.2019

Das Internet raubt uns die Disziplin **2**

Tagblatt, 26.3.2019

Die dunkle Seite der Generation Smartphone: Wie das Internet die Kriminalität verändert **3**

Tagblatt, 29.3.2019

Schwachstelle Datensicherheit **6**

NZZ, 30.3.2019

Schleichend in die totale Überwachung **7**

NZZ, 29.3.2019

So sammeln Unternehmen Daten über ihre Mitarbeiter – und nutzen sie für das Personalmanagement **8**

JOURNAL21, 6. April 2019

Eklatanter Fehlschlag **9**

Schule Schweiz, 1. April 2019

Besser spät als nie **11**

Basel Express,

Mathematik im Lehrplan 21 – Rechenschwäche als Ziel? **12**

Kinder im Netz globaler Konzerne **18**

MeilenerAnzeiger, 28.03.2019

Der Lehrplan 21 muss bekämpft werden **18**

Tagblatt, 3.4.2019

Nur noch ein Zeugnis pro Jahr: Kanton St.Gallen ändert die Beurteilung der Primarschüler **19**

Tagblatt, 24.3.2019

Vegetarisch macht Schule: Zum «Tiptopf» kommt nun auch der Greentopf **21**

Schule Schweiz, 5. April 2019

Eltern gegen Leistungschecks **23**

Schule Schweiz, 31. März 2019

Schluss mit dem Gender-Unfug **23**

NZZ am Sonntag, 31. März 2019

Wenn Kinder ohne Grenzen den Takt vorgeben **24**

Veranstaltungshinweis **26**

Immer Aktuell: Der Schulblog: Schule Schweiz

<https://schuleschweiz.blogspot.com/>

Tagblatt, 2.4.2019

Bildschirmfrei ist das neue Bio: Warum die Programmierer im Silicon Valley ihre Kinder computerfrei erziehen

Während hierzulande Schulen digitalisiert werden, geht der Trend im Silicon Valley in die analoge Richtung. Die gut verdienenden Programmierer schicken ihre Kinder in Schulen ohne Bildschirme.

Adrian Lobe



iPads im Wald: So besteht die Ablenkungsgefahr sogar in der freien Natur. (Bild: Getty)

Die Zeiten des Frontalunterrichts sollen bald der Vergangenheit angehören. Zumindest, wenn es nach dem Willen vieler Bildungsminister geht. In den Industrienationen werden Milliarden in die Digitalisierung von Bildung gesteckt. In den Niederlanden sorgten die «Steve-Jobs-Schulen» für Aufsehen, wo Schüler statt mit Büchern mit dem iPad lernen. Google hat in den USA in den vergangenen Jahren heimlich das Klassenzimmer erobert – mit Low-Cost-Laptops wie dem Chromebook, das auf Googles Betriebssystem läuft. Apple unterstützt weltweit 400 Bildungseinrichtungen, sogenannte «Apple Distinguished Schools», mit digitalen Lerntechnologien.

Doch ausgerechnet im Silicon Valley, wo die digitalen Lernwerkzeuge entwickelt werden und die Bildungsrevolution ausgerufen wird, findet nun ein Umdenken statt. Mitarbeiter grosser Tech-Konzerne wie Google, Apple und Yahoo schicken ihre Kinder vermehrt an Schulen, die auf eine technologiefreie Lernumgebung setzen.

Waldorf-Schulen erleben im Silicon Valley gerade einen Boom. Die Canterbury Christian School in Los Altos kann sich vor Anmeldungen kaum retten – nicht wegen der Bibelverse, die dort jeden Morgen zitiert werden, sondern weil Laptops, Tablets und Smartphones aus dem Klassenzimmer verbannt werden. Die Programmierer und Unternehmer haben die Sorge, dass digitale Technologien die Konzentrationsfähigkeit und Entwicklung ihrer Kinder nachhaltig beeinträchtigen.

Bill Gates' Töchter bekamen erst mit 14 ein Handy

Der ehemalige Google-Ingenieur Tristan Harris warnt mit seiner Bewegung «Time Well Spent» vor den Suchtgefahren von Smartphone-Apps. Die Apps seien so designt, dass sie mit Belohnungsmechanismen an den Dopamin-Rezeptoren im Gehirn andocken und abhängig machen. Der Psychiater und Bildungsforscher Manfred Spitzer vertritt diese These schon seit Jahren.

Die neue Low-Tech-Bewegung im Silicon Valley kann sich auf durchaus prominente Vorreiter berufen. Microsoft-Gründer Bill Gates und Apple-Gründer Steve Jobs erzogen ihre Kinder technikfrei – zumindest, was die Nutzung von High-Tech-Geräten betraf. Die Töchter von Bill und Melinda Gates bekamen ihr erstes Handy erst im Alter von 14 Jahren.

Steve Jobs verbot seinen Kindern sogar, das neue iPad zu nutzen. «Wir setzen eine Grenze, wie viel Technologie unsere Kinder zu Hause nutzen», sagte der 2011 verstorbene Apple-Gründer in einem seiner letzten Interviews der «New York Times».

Mediennutzung hängt vom Einkommen ab

Für eine zeitliche Begrenzung mobiler Endgeräte sprechen triftige Gründe: das blaue Bildschirmlicht, das die Ausschüttung des Schlafhormons Melatonin hemmt. Schäden für die Augen. Ablenkungsgefahr. Konzentrationsdefizite. Doch wenn ein Konzern ein Produkt an Schulen als Lernwerkzeug vermarktet, dessen Nutzung der Unternehmensgründer seinen eigenen Kindern verbietet – ist das nicht unglaublich?

Was die digitalen Technologien mit den Köpfen der Kinder machen, wird erst erforscht. Was sie mit der Gesellschaft machen, zeichnet sich dagegen schon ab. Laut einer Studie von Common Sense Media verbringen Teenager aus einkommensschwachen Familien in den USA durchschnittlich gut acht Stunden am Tag an Bildschirmen zur Unterhaltung, Jugendliche aus wohlhabenden Familien dagegen nur beinahe sechs Stunden.

Das Mediennutzungsverhalten hängt also stark vom Einkommen der Eltern ab. Alternative (analoge) Beschäftigungen wie Klavierunterricht oder ein Sportverein muss man sich leisten können.

Reiche gehen in analoge Privatschulen

Der Politikwissenschaftler Andre Wilkens beschrieb schon 2015 im Buch «Analog ist das neue Bio» die Herausbildung einer neuen «Digitalen Schere» zwischen denen, die es sich leisten können, nicht immer digital zu sein und den anderen. Damit bekommt die Digitalisierung eine soziale Dimension – obwohl das Bildungsversprechen ja immer lautet, dass alle Menschen eingeschlossen und ermächtigt werden.

Die Zukunft könnte in den USA so aussehen, dass die Kinder der Google- und Facebook-Entwickler auf (analoge) Privatschulen gehen, während das digitale Prekariat Online-Kurse belegt. Es ist also nicht damit getan, jedem Schüler ein iPad an die Hand zu geben, um Ungleichheiten in der Gesellschaft zu beseitigen.

Die Steve-Jobs-Schulen in den Niederlanden, die mal als Vorbild für das digitale Klassenzimmer herangezogen wurden, gelten heute als gescheitert.

<https://www.tagblatt.ch/leben/bildschirmfrei-ist-das-neue-bio-warum-die-programmierer-im-silicon-valley-ihre-kinder-computerfrei-erziehen-ld.1107643>

Tagblatt, 4.4.2019

Das Internet raubt uns die Disziplin

Jahrzehntelang haben die Leistungen in IQ-Tests zugenommen. Nun zeigt der Trend nach unten. Schuld könnte unser Umgang mit digitalen Medien sein. Mit deren Reizen seien wir überfordert, sagt der deutsche Hirnforscher Lutz Jäncke.

Niklaus Salzmann und Annika Bangerter



Viele Forschungsarbeiten zeigen: Wer sich im Lösen komplizierter Aufgaben übt, schneidet in Intelligenztest auch besser ab. (Bild: Getty)

Es ist ein Knick, der Forscher konsterniert. Der Knick jener Kurve, die zuvor fast das ganze 20. Jahrhundert hindurch nur eine Richtung kannte: nach oben. Diese Linie bildet den durchschnittlichen Intelligenzquotienten der Menschen ab. In den Industrienationen wurde demnach im vergangenen Jahrhundert eine Generation nach der anderen etwas schlauer.

Dies hatte der Wissenschaftler James Flynn entdeckt, weshalb die Zunahme der Intelligenz nach ihm benannt ist: der Flynn-Effekt. 1987 präsentierte der Forscher diesen erstmals, nachdem er Hunderte von Studien zur Entwicklung der Intelligenz miteinander verglichen hatte. Doch die Euphorie hielt nur einige Jahre an. Es folgte der Knick – und damit die Trendwende. Seit den 1990er-Jahren sinkt der durchschnittliche Intelligenzquotient.

Das Gehirn wird langsamer

Vergangene Woche hat die deutsche Wochenzeitung «Die Zeit» dieses Phänomen analysiert und mögliche Erklärungen gefunden: etwa der Einfluss der Digitalisierung. Während in Tech-Labors die künstliche Intelligenz in Computern immer schneller wird, wird unser Gehirn langsamer. Dies, weil uns digitale Reize permanent ablenken und unsere Konzentration durchbrechen.

<https://www.tagblatt.ch/leben/das-internet-raubt-uns-die-disziplin-ld.1108074>

Tagblatt, 26.3.2019

Die dunkle Seite der Generation Smartphone: Wie das Internet die Kriminalität verändert

Social-Media-Delikte erreichen neue Höchstwerte: 2018 gingen so viele Anzeigen ein wie noch nie. Wie das Internet die Kriminalität verändert.

Andreas Maurer und Yannick Nock

Ein Zwölfjähriger erhält an einem Sonntagabend eine Whatsapp-Nachricht. Ein Kollege hat ihm zwei Gewaltvideos geschickt, in denen Menschen aufgeschlitzt werden. Der Bub will seine Clique beeindrucken und stellt die Bilder in den Klassenchat. Das Antippen des Senden-Buttons wird seine Kindheit verändern. Am Montagmorgen fährt die Polizei beim Schulhaus vor und holt den Zwölfjährigen aus dem Unterricht. Die Polizisten beschlagnahmen sein Handy, finden darauf allerdings keine weiteren Gewaltfilme. Doch das Verfahren hat seinen Lauf genommen. Der Junge aus einer Zürcher Landgemeinde wird zum Beschuldigten in einem Kriminalfall, den die «Weltwoche» publik gemacht hat.

Die Zahlen zu Fällen wie diesem liefert die am Montag veröffentlichte Kriminalstatistik. Anzeigen wegen Gewaltdarstellungen sind in jüngster Zeit regelrecht explodiert. 2018 haben sie gegenüber dem Vorjahr um 60 Prozent zugenommen. Unter den Straftatbestand fallen das Empfangen und Verschicken grausamer Bilder, welche die elementare Würde eines Menschen verletzen. Es ist ein Delikt, das vor allem Minderjährige begehen. Am meisten Anzeigen gehen gegen die Altersgruppe der 15- bis 17-Jährigen ein. Dutzende Täter sind sogar noch jünger. Ein typisches Social-Media-Delikt, weil es fast ausschliesslich online begangen wird.



Teenager machen sich immer öfter durch Social-Media-Delikte strafbar. (Bild: Tarik Kizilkaya/Getty)

Statistik entwickelt sich insgesamt positiv

Die Kriminalstatistik zeigt insgesamt eine positive Entwicklung. Die Zahl der gemeldeten Straftaten erreicht erneut den tiefsten Wert seit der Revision der Statistik vor zehn Jahren. Zwei Drittel aller Anzeigen betreffen Vermögensdelikte. Die Zahl der angezeigten Diebstähle halbiert sich dabei gegenüber dem Rekordjahr 2012. Stabil bleibt hingegen die Zahl der gemeldeten Gewaltstraftaten. Rückläufig sind die Betäubungsmitteldelikte, weil weniger Leute kiffen. Man hat sich in der Schweiz daran gewöhnt, dass das Kriminalitätsniveau sinkt. Eine schlechte Nachricht ist deshalb bereits, wenn der Rückgang wie 2018 schwächer ausfällt als im Vorjahr. Ein Grund dafür sind die Social-Media-Delikte.

Stefan Blättler, Präsident der Konferenz der kantonalen Polizeikommandanten, sagt: «Wir stellen fest, dass die Zahl der Delikte mit Bezug zum Internet exponentiell ansteigt.» In absoluten Zahlen sei das Niveau zwar noch nicht hoch, aber die Zuwachsraten seien enorm. Zudem geht er von einer hohen Dunkelziffer aus. Seine Prognose ist düster: «Die digitale Revolution, die Verlagerung des Wirtschaftslebens in die digitale Welt, hat erst angefangen. Wir müssen uns deshalb in den nächsten Jahren auf einen weiteren Anstieg der Cyberkriminalität einstellen.» Polizeikommandant Blättler hofft, dass es irgendwann wie beim Einbruchdiebstahl sein wird: «Wenn immer mehr Leute betroffen sind, beginnt ein Umdenken.» Die Leute schützen sich, sie sichern ihre Häuser. Das habe dazu beigetragen, dass die Diebstähle zurückgegangen sind.

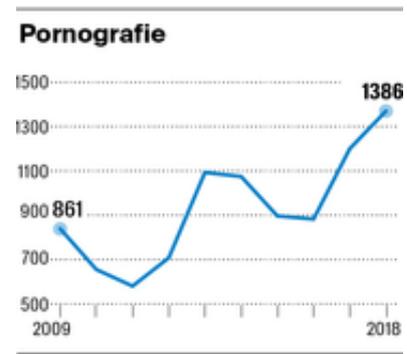
«In ein paar Jahren werden wir diesen Effekt womöglich bei den Social-Media-Delikten beobachten können», sagt er. Die Folgen für die Betroffenen von Social-Media-Delikten können besonders schmerzhaft sein. Eine Erpressung mit einem Nacktbild im Internet kann weitreichendere Folgen haben als eine Schlägerei auf dem Pausenplatz. Weil sich die Bilder fast nicht mehr aus der Welt bringen lassen. Und manchmal braucht es nur einen Klick und ein Opfer wird zu einer Täterin.

[Kommentar](#)

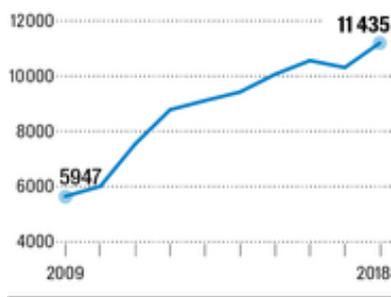
Virtuelle Tat, reale Folgen

[Yannick Nock 26.3.2019](#)

Diese Erfahrung macht eine 14-Jährige aus dem Kanton Zürich. Sie wird von mehreren Gleichaltrigen umgarnt und um Nacktbilder gebeten. Sie fühlt sich geschmeichelt und erstellt pornografische Fotos und Videos von sich. Dann schickt sie diese in einem Chat an ihre Kollegen. Das Problem: Die Empfänger sind wie sie minderjährig. Wer unter 16-Jährigen Pornografie zur Verfügung stellt, macht sich strafbar, auch wenn die Absenderin im gleichen Alter ist. Die Anzeigen wegen Pornografie erreichen den höchsten Wert seit Beginn der Statistik. Teenager gehören überdurchschnittlich häufig zu den Tätern.



Ehrverletzungen



Ein weiteres Delikt der Generation Smartphone sind Ehrverletzungen. Der Hass im Internet prägt die Zahlen. Innert zehn Jahren haben sich die Anzeigen verdoppelt. Die Tatorte sind vielfältig. Sie reichen vom Bundeshaus bis zum Schulhaus.

Lehrer reagieren

Beat Zemp, Präsident des Schweizer Lehrerverbands, sagt: «Das Cybermobbing hat klar zugenommen.» Auf Instagram, Snapchat oder in Klassenchats werden Schüler von ihren Klassenkameraden gemobbt und heruntergemacht. «Das ist kein Kavaliersdelikt», sagt er. Früher seien zwar ebenfalls dumme und beleidigende Sprüche an die Wandtafel geschrieben worden, die hätte man aber wegwischen und anschliessend mit der Klasse thematisieren können. Beleidigungen in der digitalen Welt liessen sich nicht so einfach entfernen – und sie gingen weit über das Schulgelände hinaus. «Wir versuchen, die Kinder deshalb früh zu sensibilisieren», sagt Zemp. Schon in der dritten Klasse wird über die Gefahren im Internet gesprochen. Zudem überarbeitet der Lehrerverband derzeit sein Grundlagenpapier zum Umgang mit den sozialen Medien und dem Datenschutz. «Wir müssen den Leitfaden massiv erweitern», sagt Zemp. Die Schulen müssten auf die vielen neuen Phänomene reagieren.

Noch wenig untersucht ist, ob die im Internet begangenen Straftaten auch die Delikte auf den Pausenplätzen und in den Partymeilen prägen. Als die Jugendgewalt in den Jahren von 2010 bis 2015 massiv zurückging, erklärte man sich dies mit dem Freizeitverhalten der Generation Smartphone. Die Jugend, die mehr Zeit vor Bildschirmen verbringt, hat weniger Gelegenheiten, sich zu prügeln. Doch nun zeichnet sich eine Trendwende ab. 2018 sind zum dritten Mal in Folge mehr Minderjährige wegen Körperverletzungen und Tötlichkeiten angezeigt worden. Kriminologen sprechen vom Spill-over-Effekt: Gewalt in der virtuellen Welt könnte zu mehr Gewalt in der realen Welt führen.

<https://www.tagblatt.ch/schweiz/die-dunkle-seite-der-generation-smartphone-wie-das-internet-die-kriminalitaet-veraendert-ld.1105416>

Tagblatt, 29.3.2019

Schwachstelle Datensicherheit

An gewissen Schulen besteht Aufholbedarf

Der Zuzwiler Gemeinderat beantragt einen Kredit von 1,45 Millionen Franken für die Erneuerung der IT-Infrastruktur der Primarschule. Heute stimmen die Bürger darüber ab – und entscheiden damit auch über die Sicherheit sensibler Daten.

Lara Wüest

Sensible Daten, die nicht geschützt sind. Schadsoftware, die sich leicht auf Computern einnisten kann. Rechner, die gefährliche Sicherheitslücken aufweisen. Was wie ein Krimi in der IT-Branche klingt, ist an der Schule Zuzwil Realität.

Die Bürgerinnen und Bürger stimmen heute über die Erneuerung der Informatikinfrastruktur ihrer Primarschule ab. Der Gemeinderat beantragt einen Kredit von 1,45 Millionen Franken, um diese zu erneuern. Die Summe sei nötig, weil die heutige IT-Infrastruktur der Digitalisierung im Unterricht und den Anforderungen des Lehrplans 21 nicht mehr genüge, schreibt die Gemeinde im aktuellen Geschäftsbericht. Zuvor hatte eine externe Informatikfirma den Zustand der IT-Infrastruktur untersucht und ein Gutachten darüber erstellt.

Mehrere Schwachstellen entdeckt

Was in dem Gutachten steht, lässt aufhorchen. Die Experten haben mehrere Schwachstellen im aktuellen IT-System gefunden. Der Grund: Die Speicherung der Daten der Schule erfolgt auf verschiedenen externen Speichermedien wie USB-Sticks oder auf Cloud-Diensten.

Und das hat Folgen. Einen Überblick, wo welche Daten abgespeichert sind, hat niemand. Diese können leicht verloren gehen. Zugleich ist nicht klar, wer auf diese Daten Zugriff hat. Die Gefahr, dass sensitive Informationen wie etwa Privatadressen oder Handynummern von Lehrpersonen und Schülern, Schülerbeurteilungen oder Noten nach aussen gelangen, ist gross. Hinzu kommt, dass nicht alle Betriebssysteme automatisch mit Sicherheitsupdates versorgt werden. Dadurch können sich Viren einnisten. «Wenn uns jemand ein Virus in die Schule bringen will, schafft er das leicht», sagt Serdar Günal Rütsche. Er ist Schulrat und zuständig für die Informatik an der Schule in Zuzwil. Zugleich relativiert er: «Das Sicherheitsproblem ist nicht massiv. Bisher sind noch keine Daten abhandengekommen.» Trotzdem wollen der Gemeinderat und der Schulrat die Probleme nun beheben. Sie haben mehrere Lösungsvarianten zur Verbesserung der IT-Infrastruktur geprüft. Ihr Favorit: die Variante «Software as a Service». Damit werden künftig alle Programme, Dienste und auch der Speicherplatz von einem Dienstleister in einer Cloud bereitgestellt. Die Daten werden so zentral gespeichert und verwaltet.

Von diesem Lösungsvorschlag sind jedoch nicht alle begeistert. «Grundsätzlich finden wir es gut, dass Massnahmen ergriffen werden. Es besteht ein Optimierungsbedarf bei der Sicherheit», sagt Raffael Sarbach von der SP Zuzwil. Zugleich hat der Politiker Bedenken. Denn noch ist unklar, welcher Dienstleister mit der Aufgabe der Datenverwaltung betraut wird und wo der Server mit den gespeicherten Daten steht. «Das macht mich skeptisch», so Sarbach. Auch ein externer Dienstleister könne keine 100-prozentige Sicherheit bieten. Das zeigten Beispiele von Facebook und E-Voting. «Die beste Lösung ist eine externe Datenspeicherung in meinen Augen nicht», so Sarbach. Zugleich sei es besser, als nichts zu machen.

Die IT-Sicherheit scheint nicht nur an der Schule in Zuzwil ein Thema zu sein. «Es würde sich lohnen, solche Sicherheitsaspekte an den Schulen grundsätzlich zu durchleuchten», sagt Manuel Domeisen. Er ist Geschäftsführer der Firma Weibel Informatik AG in Kirchberg, welche das Gutachten für Zuzwil erstellt hat. Die Firma berät mehrere Schulgemeinden in der Region. Immer wieder stossen die Experten dabei auf Schwachstellen. «Einige Schulen verfügen über eine sehr gute IT-Infrastruktur», sagt Domeisen, «andere weisen jedoch massive Mängel auf.»

Wil nutzt städtischen Server

Dass es auch anders geht, zeigt die Stadt Wil. Hier werden sämtliche Daten zentral auf dem städtischen Server gespeichert. In Zukunft wird sich das allerdings ändern. Im laufenden Jahr wird an den Schulen die IT-Infrastruktur überarbeitet. Danach werden nicht sensible Daten in einer Cloud gespeichert. Sensitive Daten wie Zeugnisse oder Schülerbeurteilungen werden aber weiterhin auf dem städtischen Server gesichert. «Der Datenschutz ist gewährleistet», sagt Stadträtin und Schulratspräsidentin Jutta Rööfli.

<https://www.tagblatt.ch/ostschweiz/wil/schwachstelle-datensicherheit-an-gewissen-schulen-besteht-auf-holbedarf-ld.1106302>

NZZ, 30.3.2019

Schleichend in die totale Überwachung

Das Recht auf Privatsphäre ist ein Menschenrecht. Big Data bedroht dieses Recht massiv, mit dem Einverständnis der Teilhabenden. Wer freiheitlich denkt, muss jetzt dagegen seine Stimme erheben.

Michael Schoenenberger



Das Recht auf Privatsphäre ist ein Menschenrecht. Big Data bedroht dieses Recht massiv. (Bild: Brian Snyder / Reuters)

Nun erfasst Big Data die Arbeitswelt. Die Überwachung von Arbeitnehmern wird salonfähig. Unternehmen sammeln systematisch Daten ihrer Mitarbeitenden. Die Möglichkeiten werden immer zahlreicher, ausgeklügelter, perfider, invasiver. Da geht es nicht nur um die Kontrolle des E-Mail-Verkehrs und Surf-Verhaltens. Smartphones lassen Bewegungsverfolgung zu. Die Möglichkeit, Menschen Chips zu implantieren, eröffnen noch viel drastischere Perspektiven. Doch wer will heute noch daran zweifeln, dass kommt, was technisch möglich ist? Die EU hat diese Woche die Bepitzelung der individuellen Mobilität angekündigt. Im Auto sollen Computer jedes Detail aufzeichnen.

Das sind nur zwei Beispiele. Es gibt unzählige, für fast jeden Lebensbereich. Das Schlimme an der gegenwärtigen Entwicklung ist, dass sie kaum jemanden stört. Auch die klimabewegten Jugendlichen nicht, die sich um ihre Zukunft sorgen. Sie sollten sich um noch ganz anderes sorgen als um das Klima, um ihre Freiheitsrechte in der Zukunft. Diese sind akut bedroht.

Regierungen, Internetfirmen, Präventionshysteriker, Gesundheitsapostel, Unfallverhüter und viele mehr wollen uns weismachen, die Möglichkeiten von Big Data seien nur zu unserem Bes-

ten. Tatsächlich, um beim Beispiel der Kontrolle der Mobilität zu bleiben: Kann jemand ernsthaft etwas dagegen haben, die Zahl der Verkehrstoten zu senken? Man findet immer Gründe, die Freiheit einzuschränken – im Namen der Staatsräson, der Sicherheit, der Gesundheit, der Steuergerechtigkeit, der Umverteilung, des sozialen Ausgleichs, im Namen Gottes und leider auch im Namen der Moral. Aber die Gründe, die Freiheit zu bewahren, sind immer besser, weil Freiheit ein grundsätzlicher Wert ist. Ohne Freiheit wird nichts.

Der Westen gleitet schleichend in die Überwachung durch Big Data. Der liberale Rechtsstaat garantiert immerhin, aber letztlich nicht immer ganz verlässlich, dass der Staat die Daten nicht missbraucht. Im totalitären China geht das viel zackiger. Im nächsten Jahr erfasst das sogenannte Sozialkreditsystem alle Untertanen der kommunistischen Machthaber. China wird die Aktivitäten seiner Bürger lückenlos durch Datenspeicherung und Gesichtserkennung überwachen. Verhalten, das dem Regime passt, wird mit Pluspunkten belohnt, sonst gibt es Negativpunkte. Der Staat sanktioniert bereits: 6,7 Millionen Strafen waren es 2018. China verbot Menschen, die sich im Umgang mit Geld etwas hatten zuschulden kommen lassen, Reisen mit dem Schnellzug oder dem Flugzeug. In naher Zukunft wird das noch viel schlimmer. Wer die Regierung kritisiert, wird mit Minuspunkten bestraft. Wer sich konform verhält, belohnt. Die Chinesen stört das überhaupt nicht, wie eine grosse Umfrage ergeben hat. Der Grund: Es sei doch richtig, wenn verwerfliches Verhalten oder eine niedere Moral bestraft, gutes Verhalten aber belohnt werde. Die digitale Sozialkontrolle als perfektes Herrschafts- und Unterdrückungsinstrument totalitärer Staaten.

Das Recht auf Privatsphäre ist ein Menschenrecht. Big Data bedroht dieses Recht massiv, mit dem Einverständnis der Teilhabenden. Das ist das Bedrohliche, und deshalb müssen die Alarmglocken läuten. Gibt es keine Privatsphäre mehr, ist auch die freie Entfaltung der Persönlichkeit dahin. Mit allen Konsequenzen. Die Präambel der Bundesverfassung kennt den schönen Satz, dass frei nur ist, wer seine Freiheit gebraucht, und dass die Stärke des Volkes sich misst am Wohl der Schwachen. Wir müssen die Präambel dringend ergänzen: dass die Stärke des Volkes sich misst am Freiheitsgrad des Einzelnen.

<https://www.nzz.ch/meinung/daten-missbrauch-recht-auf-privatsphaere-ist-ein-menschenrecht-ld.1471297>

Mehr dazu:

NZZ, 29.3.2019

So sammeln Unternehmen Daten über ihre Mitarbeiter – und nutzen sie für das Personalmanagement

Unternehmen sammeln immer systematischer Daten über ihre Mitarbeiter. Die schwarzen Schafe unter ihnen ziehen daraus heimlich Rückschlüsse auf die Leistung einzelner Angestellter. Eine erste Studie zeigt nun, wie Schweizer Firmen Big Data nutzen.

Larissa Rhyn

<https://www.nzz.ch/schweiz/ueberwachung-am-arbeitsplatz-wie-firmen-mitarbeiterdaten-sammeln-ld.1470741>

Eklatanter Fehlschlag

Von Carl Bossard, 02.04.2019

Basler Romanistik-Professoren schlagen Alarm: Gymnasiasten kommen ohne genügende Grundlagen an die Universität. Doch die Bildungspolitik beschwichtigt.

Man weiss es schon lange; doch niemand will es wahrhaben: Viele Primarschülerinnen und -schüler sind mit zwei Fremdsprachen überfordert. Sie erreichen die Lehrplanziele nicht. Studien belegen es, doch die Behörden lassen sich von kritischen Fakten nicht stören; sie glauben an ihren Entscheid und unterdrücken die Ergebnisse. So schrieb die NZZ vor einiger Zeit: „Bildungspolitiker kämpfen mit allen möglichen Mitteln für das Frühfranzösisch. Wissenschaftler, die den Nutzen anzweifeln, werden unter Druck gesetzt und diskreditiert.“ [1] Das erinnert an Christian Morgenstern und Palmströms messerscharfen Schluss, dass „nicht sein kann, was nicht sein darf“.

Sprachwissenschaftler sind besorgt

Doch die nackten Fakten wiegen schwer. Darum wandten sich Basler Uni-Professoren an die Erziehungsbehörden. [2] Sie wiesen auf den schlechten Wissens- und Könnensstand von Studienanfängern hin. Ihr Fazit: Ein Französisch-Studium an frankophonen Unis oder an der Uni Basel sei mit diesen Grundlagen schlicht nicht möglich. Und das nach elf Jahren Französischunterricht!

Wie denn auch, wenn in der Volksschule mit den Lehrmitteln von „Mille feuilles“ und „Clin d'œil“ kein aufbauender Alltagswortschatz und kein systematischer Aufbau von Strukturen erfolgten? Wenn kaum konjugiert wird. Dieses Fremdsprachenkonzept führe unweigerlich zu einer Französisch-Misere, klagen die Gymnasiallehrer. Wichtiger wäre, so der ehemalige Mittschullehrer und SP-Grossrat Daniel Goepfert, das Gewicht auf „sattelfestes Erlernen der deutschen Sprache zu legen“ und mit Französisch noch zuzuwarten.

Die heutige Primarschule ist multilingual

Wer in der wirtschaftlich globalisierten Welt modernitätsfähig sein will, braucht als zwingende Bedingung eine fremdsprachliche Qualifikation. In der Schweiz gehört dazu die Kenntnis einer zweiten Landessprache. Und da Englisch ohnehin zur Lingua franca geworden ist, müssen die Kinder mindestens doppelsprachig sein. Da sind sich fast alle einig.

Darüber hinaus aber zerbricht der Konsens. Wann soll mit dem Fremdsprachenlernen begonnen werden? Wie viele Sprachen sind schulisch schwächeren Primarschulkindern zumutbar? Und wie steht es um die Kenntnisse in der Hochsprache Deutsch? Für viele ist das ja auch eine Art Fremdsprache. Zudem weiss man, dass fast jeder fünfte Schüler unsere Schulen verlässt, ohne dass er richtig lesen und schreiben kann. Eine offene Wunde unserer Gesellschaft!

Argumentenwirrwarr im Fremdsprachenstreit

Frühfranzösisch lässt sich nicht isoliert betrachten. Zu viele Positionen stehen sich diametral gegenüber. Zwei Fremdsprachen bereits in der Primarschule, sagen die Kosmopoliten und Modernisierer, jene mit dem idealistisch hohen Bildungsanspruch für alle. Die pädagogische Erfahrung hält dagegen: Mit zwei Fremdsprachen sind viele Kinder – vor allem auch solche mit Migrationshintergrund – überfordert. So argumentieren viele Lehrerinnen und Lehrer; sie verweisen auf die Fächerfülle und die Heterogenität heutiger Klassen, auf das begrenzte Zeitbudget und die fehlenden Übungsphasen. Gleichzeitig beklagen sie den Sprachverlust in der Muttersprache.

Ohne zweite Landessprache bereits in der Primarschule gehe es nicht, sagen die offizielle Schulpolitik und der Lehrplan 21. Denn ohne Frühfranzösisch bröckle der eidgenössische Konsens und zerbreche die mehrsprachige Schweiz: Frühfranzösisch als kulturpolitisch-nationale Kohäsionsfrage. Doch nicht alle Kantone zogen mit.

Zweite Landessprache möglichst früh

Fremdsprachenunterricht in der Volksschule war lange Zeit eine Domäne der Sekundarstufe I (7. bis 9. Schuljahr). Die Primarschule beschränkte sich auf die Kernfächer Deutsch und Mathematik, Heimatkunde mit Geschichte und Geographie sowie die musisch-kreativen Fächer; dazu kamen Sport und Religionsunterricht.

Schweizer Schulkinder müssen möglichst früh eine andere Landessprache lernen. Diese Idee verfolgte die Schweizerische Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren EDK mit ihrem Projekt „Reform und Vorverschiebung des Fremdsprachenunterrichts“. In den 1990er-Jahren wurde der Französischunterricht auf der Primarstufe in fast allen Kantonen Realität. Die Sprache sollte zum Kitt werden für den Zusammenhalt der föderalen Schweiz.

Ernst Buschors *Fait accompli*

Im Jahr 2000 überraschte der Zürcher Bildungsdirektor und Reformturbo Ernst Buschor mit seinem Brachial-Entscheid: English first. Frühenglisch vor Frühfranzösisch hiess seine Devise. Das „moderne Esperanto“ war gefragt, und es lerne sich erst noch leicht, so seine Argumentation. Die Bedürfnisse der Gesellschaft und der Wirtschaft hatten Vorrang; sprachpolitische Befindlichkeiten rückten in den Hintergrund.

Mehrere Kantone folgten Zürich; sie führten Englisch als erste Fremdsprache ein. Heute beginnen 14 Kantone mit Frühenglisch, die übrigen mit einer zweiten Landessprache. In 20 von 26 Kantonen wird die erste Fremdsprache spätestens ab dem dritten, die zweite ab dem fünften Schuljahr unterrichtet. Im Modell 3/5 liegt seit 2004 die Sprachstrategie der EDK begründet. In-nerhoden, Uri und der Aargau [3] aber unterrichten in der Primarschule kein Französisch.

Allons-y oder let's go?

Wie hältst du's mit den Landessprachen? Fast eine Gretchenfrage. Sie erhitzt die Gemüter. Doch die Alternative Französisch oder Englisch ist so verquer wie die Frage, ob die Schule Lesen oder Rechnen lehren müsse. Beides ist wichtig – sowohl Englisch wie eine zweite Landessprache. Und was wichtig ist, muss richtig getan werden, also auch altersadäquat.

Hier beginnt der Streit. Über den richtigen Zeitpunkt und die Intensität scheiden sich die Geister – und über die Frage, ob eine zweite Fremdsprache für alle Kinder obligatorisch sein müsse. Lange Zeit galt der Grundsatz als unbestritten: je früher, desto besser. Davon war man an den Schweizer Primarschulen überzeugt. Das ist nicht prinzipiell falsch. Fraglos lernen Kinder vieles leichter und schneller als Adoleszente und Erwachsene. Das zeigt sich bei Jugendlichen, die zweisprachig aufwachsen. Sprach-Switchen scheint für sie kein Problem zu sein. Sie tauchen ja in die Sprache ein. Immersion heisst das magische Wort. Das „Bain de français“ ist Alltag.

Ernüchternde Resultate

Wie ganz anders verhält sich die Situation im Klassenverband mit bloss zwei, vielleicht drei Einzellektionen pro Woche. Eine repräsentative Studie von 2016 in der Zentralschweiz schockierte. Nur jeder dreissigste Achtklässler spricht lehrplangerecht Französisch, nicht einmal jeder zehnte erreicht die Ziele im Hörverstehen. Etwas besser, aber immer noch unbefriedigend, sehen die Resultate beim Lesen und Schreiben aus. Untersucht wurden 3'700 Schüler der 6. und 8. Klasse. [4]

Nicht zufriedenstellend, wenn auch leicht günstiger, sehen die Ergebnisse im Kanton Zug aus. Hier haben die Schüler bis zum achten Unterrichtsjahr insgesamt zwei Wochenlektionen mehr Französisch als in Nachbarkantonen. Und doch erreicht eine deutliche Mehrheit der Zuger Schülerinnen und Schüler die Lehrplanziele nicht.

Von den Appenzellern lernen

Vielleicht machen es die Appenzell-Innerrhändler vor: Sie verlegten den Französischunterricht auf die Sekundarstufe – und unterrichten hier mit hoher Kadenz: fünf Lektionen im ersten Jahr und je vier in der zweiten und dritten Klasse. „Das Modell hat sich bewährt“, sagt der kantonale Bildungsdirektor und fügt bei: „Unsere Jugendlichen erreichen zweifellos die Sprachkompetenzen, wie sie das Sprachengesetz für das Ende der obligatorischen Schulzeit verlangt.“ Entscheidend ist das gemeinsame Ziel, nicht der einheitliche Weg. Mit diesem Modell bleibt in der Primarschule zudem mehr Zeit fürs Kernfach Muttersprache. Denn wer sich eine fremde Sprache wirklich aneignen und nicht nur ein wenig parlieren will, der sollte sie von ihrer Struktur her verstehen. Eine präzise Kenntnis der Muttersprache ist darum unabdingbar.

Anders gesagt: Wer gut Deutsch kann, wird leichter mehrsprachig. Vielleicht etwas gar einfach. Doch im Einfachen liegt ein Stücklein Wahrheit. Viele erfahrene Lehrpersonen wissen darum. Allerdings hörte die Bildungspolitik nicht auf sie. Vielleicht nimmt sie dafür die Basler Hochschullehrer ernst.

[1] Anja Burri: *Streit um Frühfranzösisch: Behörden unterdrücken kritische Forschung*. In: *NZZaS*, 18.09.2016, p. 1, 20f.

[2] Franziska Laur: *Universitäts-Professoren sind tief besorgt*. In: *Basler Zeitung*, 26.03.2019, S. 17.

[3] *Der Kanton Aargau führt mit dem Schuljahr 2020/21 den Französischunterricht ab der 5. Klasse ein*.

[4] Erich Aschwanden: *Französisch-Lernziele bei weitem verfehlt*. In: *NZZ*, 19.03.2016, S. 19.

<https://www.journal21.ch/eklatanter-fehlschlag>

Schule Schweiz, 1. April 2019

Besser spät als nie

Die Basler [Uni-Professoren melden sich zu Wort: Die Mängel beim Französisch seien so gross](#), dass die Studenten kaum mehr die Möglichkeit hätten, an frankophonen Unis zu studieren. In welchem Bistrot tranken diese Professoren ihren Pastis, als die Beschlüsse zur didaktischen Neuorientierung des Fremdsprachenunterrichts (Projekt Passepartout) gefasst wurden? Seit der Einführung von Passepartout und den entsprechenden Lehrmitteln hagelt es fundierte Kritik. Nun treten die Auswirkungen dieser fatalen Methode eben ans Tageslicht: Schüler erreichen die Minimalanforderungen nicht, Lehrer und Eltern sind seit Jahren frustriert. Die Mehrheit unter ihnen liess sich einlullen von den Versprechungen einer neuen Didaktik. Nur ist dies alles nicht neu und hätte eigentlich für die Spezialisten an der Universität vorhersehbar sein müssen.

Besser spät als gar nie, Urs Kalberer, 31.3.

Damit man mich nicht falsch versteht: Die Alarmrufe aus der Uni sind ja willkommen – nur ist es völlig unverständlich, warum sie nicht schon viel früher gekommen sind. Die Ironie an der Sache: Mit dem Frühfranzösisch wollte man die französische Sprache in der Deutschschweiz besser verankern und fördern. Nun zeichnet sich ab, dass wir bald einen Mangel an Französischlehrer haben werden.

<https://schuleschweiz.blogspot.com/2019/04/besser-spat-als-nie.html#more>

Basel Express,

Mathematik im Lehrplan 21 – Rechenschwäche als Ziel?



Gemäss Lehrplan 21 müssen Schüler nur noch die Kompetenz erlangen, Mathe-Aufgaben mit dem Taschenrechner zu lösen. Ein logisches Grundverständnis für die Gesetzmässigkeiten der Zahlen wird bewusst nicht mehr angestrebt.

Für Unternehmen wird es immer schwieriger, geeignete Lehrlinge zu finden. Mehr und mehr Lehrstellenbewerber weisen alarmierende Stofflücken in der Mathematik auf.¹

von Dr. phil. Judith Barben

Viele heutige Jugendliche sind nach neun Schuljahren nicht mehr in der Lage, einfachste Rechnungen ohne Taschenrechner zu lösen. Das kleine Einmaleins beherrschen sie nicht mehr; mit Textaufgaben, Sortenumwandlungen, Bruchrechnen, Dreisätzen und Prozentrechnen sind sie überfordert. Markus Möhl, Lehrlingsausbildner und Präsident der Berufsschule Lenzburg, fasst zusammen:

«Wir haben heute häufiger Lehrlinge im Betrieb, die nach der Sekundarschule die Grundrechenoperationen nicht können, die nicht wissen, was eine Summe ist und die für den Zahlenbereich über Zehn den Taschenrechner brauchen.»²

Schüler können nicht mehr rechnen

Besonders für das Erlernen technischer Berufe sind mathematische Grundlagen unerlässlich. Da sie vielen heutigen Schulabgängern fehlen, herrscht in diesen Branchen ein prekärer Mangel an geeigneten Lehrlingen. Besorgt stellt Ivo Zimmermann, Verbandssprecher der Schweizer Maschinen-, Elektro- und Metallindustrie (Swissmem), fest:

«Viele Bewerber bringen nicht [mehr] die schulischen Voraussetzungen mit, um eine anspruchsvolle, vierjährige Industrielehre [...] zu absolvieren.»³

Auch Gymnasien klagen über ungenügende Voraussetzungen ihrer Schüler – gerade in Mathematik – und müssen ihre Zutrittskriterien zunehmend nach unten anpassen. Einige Gymnasien bieten zukünftigen Schülern Lernmodule an, um den fehlenden Basisstoff nachzuholen – und dies nach bestandener Aufnahmeprüfung!⁴

Wie kam es soweit?

Tatsache ist: Noch vor wenigen Jahren gehörten Schweizer Schüler in Mathematik weltweit zu den Besten. In einer internationalen Vergleichsstudie der Universität Princeton (USA), die 1992 die Leistungen dreizehnjähriger Schüler aus zwanzig Ländern in Mathematik und Naturwissenschaften verglich, erreichten die Schweizer Spitzenplätze. Einzig die Teilnehmer aus den asiatischen Ländern waren teilweise noch besser, doch nur die Spitzenschüler. Bei den Schweizer Schülern hingegen fiel auf, dass die Unterschiede zwischen den guten und den schwächeren vergleichsweise gering waren. Daraus zogen die US-Forscher den Schluss, dass in der Schweiz alle Schüler ausgewogen gefördert werden.⁵

Auch auf universitärem Niveau ist die Schweiz führend. Die Eidgenössische Technische Hochschule (ETH) Zürich gilt als beste Computer-Science-Universität der Welt⁶, und kein Land hat – gemessen an seiner Einwohnerzahl – so viele Nobelpreisträger wie die Schweiz.⁷ Auch ist es kaum Zufall, dass die amerikanische Weltraumbehörde Nasa einen Schweizer zu ihrem wissenschaftlichen Direktor ernannte.⁸

Rechnen bis Hundert genügt

Doch dieser Erfolg freute offenbar nicht alle. Bereits zwei Jahre nach dem Glanzresultat in der Princeton-Studie propagierte Bruno Merlo, ein Kaderfunktionär der Schweizerischen Erziehungsdirektorenkonferenz (EDK) und Präsident des Mathemikausschusses der EDK, die Schüler müssten nicht mehr so gut rechnen können. Nicht alle müssten die gleichen Lernziele erreichen. Es genüge, wenn die Mehrheit nach neun Schuljahren gerade mal bis Hundert rechnen könne:

«Es müssen nicht alle alles beherrschen. Zur Schaffung von Freiräumen ist es nötig, wirkliche Minimalziele festzulegen. Beispiele für die Volksschule: Arithmetik im Zahlenraum bis 100.»⁹

1994 glaubten viele, dies sei ein schlechter Witz. Was damals aber kaum jemand für möglich hielt: Die EDK setzte das oben propagierte Programm in den Folgejahren Schritt für Schritt um – schleichend und stetig! Das Niveau des Rechenunterrichts sank von Jahr zu Jahr. Immer mehr Stoffinhalte verschwanden. Das Bruchrechnen in der Primarschule zum Beispiel wurde aus dem damaligen Zürcher Lehrplan gestrichen, viele Rechenthemen durften nicht mehr gründlich behandelt werden.¹⁰

Im gleichen Zeitraum wurden auch die Rechenlehrmittel und Unterrichtsmethoden verändert. In vielen «modernen» Lehrmitteln herrscht das reinste Durcheinander. Oft kommt auf jeder Seite etwas Neues, und vieles wird nur angetippt, und nicht vertieft. Bisher hatte man sehr darauf geachtet, den Rechenstoff in sinnvolle Lernschritte einzuteilen, beginnend beim Einfachen und fortschreitend zum Schwierigeren. Auch gab es genügend Übungsmaterial, damit die Schüler die nötige Sicherheit erlangen konnten. In den neueren Lehrmitteln hingegen muss das Übungsmaterial meist extra dazugekauft werden.

Die Methodik des Rechenunterrichts wurde in ähnlicher Weise verändert. Bis vor wenigen Jahren galt der gemeinsame, vom Lehrer geführte Klassenunterricht zu Recht als effizienteste und erfolgreichste Unterrichtsform, um neuen Stoff zu vermitteln. Die Schüler können dem Lehrer dabei Fragen stellen und lernen von den Fehlern der anderen. Der Lehrer hat den Überblick, ob alle Schüler den Stoff verstanden haben. In der anschliessenden Stillarbeit festigen und vertiefen die Schüler den besprochenen Stoff durch schriftliche Übungen. Sie können nochmals Fragen stellen und der Lehrer kann einzelnen bei auftauchenden Unsicherheiten sofort die nötige Hilfestellung geben. Mit dieser Unterrichtsform wurde bei allen Schülern ein solides mathematisches Fundament gelegt. Die erwähnten guten Resultate der Schweizer Schüler und Wissenschaftler in Mathematik und Naturwissenschaften beruhen nicht zuletzt auf dieser Art des Volksschul-Rechenunterrichts.

Ohne Systematik

Doch nach dem propagierten Richtungswechsel der Erziehungsdirektorenkonferenz (EDK) im Jahr 1994 (siehe S. 19) ersetzte man den systematischen Mathematikunterricht zunehmend durch sogenanntes «Individualisieren»: «Werkstattunterricht», «Wochenplan», «selbstorganisiertes Lernen» und verwandte Methoden.¹¹ In der Praxis bedeutet dieses «Individualisieren» oft, dass die Schüler sich den Stoff weitgehend selbst beibringen müssen. Vieles verstehen sie dabei nicht und sie üben falsche Abläufe ein. Somit bezeichnen die obigen schön klingenden Begriffe in Wirklichkeit ein System, in dem die Schüler weitgehend sich selbst überlassen und nicht mehr angeleitet werden. Das Lernen wird einsam und langweilig. Zunehmend müssen die Schüler sogar ihre Hausaufgaben selbst korrigieren und übersehen dabei sehr viele Fehler. Aus diesen fehlerhaften Unterlagen müssen sie dann für ihre Prüfungen lernen.

Wird das Niveau mit dem Lehrplan 21 wieder besser?

Die Folgen dieses Vorgehens kommen in den eingangs zitierten alarmierenden Berichten der Lehrlingsausbildner und Gewerbevertreter zum Ausdruck. Viele erhoffen sich nun vom «Lehrplan 21» die lange gewünschte Wende. Sie hoffen, mit dem «Lehrplan 21» würden die drängenden Probleme endlich gelöst und das Niveau der Schulabgänger werde wieder besser. So wird

versprochen: «Der Lehrplan 21 bietet die Möglichkeit dafür, alte Probleme neu anzupacken. Das ist umso dringender, als das heutige System uneinheitlich und ungerecht ist.»¹²

Bedenklich gesenkte Anforderungen

Schon ein kurzer Blick in den «Lehrplan 21» genügt, um zu erkennen, dass darin die Grundanforderungen im Rechnen noch weiter gesenkt werden. Der Grundanspruch im Rechnen für die gesamte Primarschule lautet dort nämlich:

*«Die Schülerinnen und Schüler können Grundoperationen mit dem Taschenrechner ausführen.» (Kompetenz MA.1.A.3.f)*¹³

Wenn Kinder und Jugendliche die Grundoperationen (plus, minus, mal und geteilt) nur noch mit dem Taschenrechner bewältigen können, fehlt ihnen jegliche Grundvoraussetzung für das Verständnis der Mathematik.

Weil Rechnen naturgegebenen Ordnungsprinzipien gehorcht, ist auch ein systematischer Aufbau unerlässlich. Wird beispielsweise der Zahlenraum sorgfältig und in kleinen Schritten erweitert, erleichtert dies den Kindern, den jeweiligen Zahlenraum ihrem Alter entsprechend zu überblicken. Im «Lehrplan 21» hingegen wird der Zahlenraum sprunghaft erweitert. Von Tausend wird beispielsweise direkt auf eine Million gesprungen.¹⁴ Dies ist für viele Kinder eine Überforderung. Sie gewinnen keinen Überblick über den Zahlenraum, sind zutiefst verunsichert und verlieren die Freude am Rechnen. Als Folge solcher fehlgeleiteter Lehrplanvorgaben entwickeln viele Kinder, die bei korrektem Vorgehen gute Schüler wären, eine Rechenschwäche.

Auch der Zehnerübergang, bisher Stoff der ersten Klasse, wird gemäss «Lehrplan 21» nicht mehr gelernt. Er ist aber grundlegend für das Verständnis unseres Zahlensystems. Der Zehnerübergang muss sorgfältig erarbeitet und so lange geübt werden, bis alle Kinder ihn mühelos anwenden. Die zwei Schritte beim Überschreiten des Zehners (zum Beispiel $7+5$ als $7+3=10$ und $10+2=12$) können mittels Veranschaulichung (Gegenstände oder Zeichnungen) gut erklärt werden. Dieser Grundstein des Rechnens fehlt im «Lehrplan 21». Das «Kompetenzziel» lautet nur noch:

*«Die Schülerinnen und Schüler können bis 100 ohne Zehnerüberträge [Zehnerübergänge] addieren und subtrahieren.» (Kompetenz MA.1.A.3.b)*¹⁵

Ebenso dramatisch ist der mathematische Niveauverlust in den folgenden Klassen. So fehlt auch das Erarbeiten und Üben des kleinen Einmaleins, bisher Stoff der zweiten Klasse. Nach «Lehrplan 21» müssen die Kinder bis am Ende der zweiten Klasse nur noch einzelne Ergebnisse der Zweier-, Fünfer- und Zehnerreihe «kennen» – nicht beherrschen!¹⁶ Das schriftliche Malrechnen und Teilen sowie der Dreisatz in seiner bisherigen, gut verständlichen Form sind gestrichen.

Vernichtendes Urteil

Alarmiert durch die obigen «Kompetenzen» im «Lehrplan 21» untersuchte der renommierte Mathematikprofessor Albert Fässler die «Kompetenzen» für die Oberstufe genauer – und war schockiert. Das Fazit seiner Studie lautet:

«Der Mathematik-LP21 ist dilettantisch und chaotisch [...]. Die Ausbeute an motivierenden Anwendungen ist mager. Der LP21 vermittelt den fundamental falschen Eindruck, Mathematik bestünde aus einer unüberblickbaren Menge von eher zusammenhangslosen «Kompetenzen». Klare Anweisungen in der Sprache der Mathematik sind darin rar [...].

Die Schüler werden zum «Erforschen» aufgefordert, ohne dass als Ziel klare Resultate formuliert werden. Das verunsichert die Schüler ausgerechnet in dem Fach, in dem klare Erkenntnisse charakteristisch sind. Das ist für Lehrkräfte, Eltern und erst recht für die Schüler eine Zumutung und wird der Mathematik nicht gerecht.

Irritierend ist auch der im LP21 vermittelte Eindruck, dass der Computer und insbesondere ein Tabellenkalkulationsprogramm quasi über der Mathematik stünden.

Die Sprache der Mathematik zeichnet sich durch Kürze und Präzision aus. Dass der Mathematik-LP21 fast vierzig Seiten umfasst, zeigt, dass auch der Kürze nicht nachgelebt wurde.

Ich kann mir nicht vorstellen, dass zur Ausarbeitung des Mathematik-LP21 professionelle Mathematiker oder Mathematikerinnen beigezogen wurden. Der langjährige Präsident der Deutschschweizerischen Mathematikkommission (DMK) Hansjürg Stocker beispielsweise wurde nie angefragt.»¹⁷

Der ETH-Mathematikprofessor em. René Sperb bestätigt:

«Ich teile Professor Fässlers Ansicht, dass der Lehrplan 21 von Mathematik-Ignoranten verfasst wurde.»¹⁸

Der renommierte Lernpsychologe und Experte für Mathematik-Lernen, Professor Gerhard Steiner, beurteilt den Mathematik-«Lehrplan 21» ähnlich:

«Der Mathematik-LP21 verpasst ungefähr sämtliche Chancen einer soliden Schulung des Denkens, die mit einem schlichten Arithmetik-Unterricht gegeben wären. Das ist wirklich nicht das, was unser Bildungssystem braucht – ausgerechnet auf der Unterstufe, wo die Fundamente gelegt werden!»¹⁹

Alles nur Bluff?

Eine nüchterne Betrachtung des Mathematik-«Lehrplans 21» lässt die Vermutung aufkommen, dass viele der hochtrabend formulierten «Kompetenzen» dem Leser lediglich vorgaukeln sollen, es handle sich um anspruchsvolle Fähigkeiten. So erweckt der Begriff «Tabellenkalkulation» den Eindruck, die Oberstufenschüler hätten erstaunliche mathematische Kompetenzen. In vielen Fällen ist dies reiner Bluff.

Die «Kompetenz MA.3.A.3.i» verlangt beispielsweise, die Schüler müssten «zur Berechnung von Funktionswerten und Masszahlen Tabellenkalkulation benutzen».²⁰ Das klingt schwierig, besteht aber häufig nur aus dem simplen Eintippen von Zahlen in eine Excel-Tabelle. Aus diesen Zahlen errechnet dann das Programm bestimmte Werte. Ob die Schüler auch verstehen, was sie machen, ist fraglich.

Wohin der blinde Einsatz elektronischer Medien führt, schildert ein ehemaliger Prüfungsexperte bei den Aufnahmeprüfungen für das Gymnasium:

«Bei der Aufnahmeprüfung der Kantonsschule Enge in Zürich waren Taschenrechner erlaubt – mit dem Ergebnis, dass die Prüflinge jeden Unsinn übernahmen, der auf dem Display stand. So war an einer Prüfung zu berechnen, wie schnell man den abschliessenden Marathon laufen müsse, um eine gewisse Gesamtzeit zu erreichen. Ein Prüfling antwortete, man müsse den Marathon mit 8000 Stundenkilometern laufen. Ein anderer meinte, für die letzte Stunde dürfe man nur 82 Minuten brauchen.»²¹

Erfolgmodell bleibt

Zusammenfassend muss der Mathematik-«Lehrplan 21» als fachlich und pädagogisch untauglich beurteilt werden. Er wird – falls er umgesetzt wird – einen weiteren dramatischen Niveauverlust mit sich bringen. Doch der «Lehrplan 21» ist kein Schicksal. Wenn die Bürger ihn nicht wollen, hat keine Obrigkeit das Recht, einen derart ungeeigneten und für den Erfolg der Schüler abträglichen Lehrplan umzusetzen.

Den Mathematik-«Lehrplan 21» zu stoppen und zum ursprünglichen sauber aufgebauten Rechenunterricht zurückzukehren, wäre kein Problem. Weil die Mathematik natürlichen Gesetzmässigkeiten gehorcht, veraltet sie nicht. Somit müssen Lehrpläne und Lehrmittel auch nicht laufend umgeschrieben werden. Zwei und zwei gibt immer noch vier – trotz «Reform»-Gerede.

Methodisch und didaktisch hochprofessionell aufgearbeitete Rechenlehrmittel sind vorhanden. Es wäre viel billiger, sie weiterhin zu benutzen, statt die aufwendigen «Lehrplan-21»-kompatiblen Mathematikbücher einzusetzen, die zusätzlich kostspielige Einweglehrmittel in aufwendigem Farbdruck und teure Online-Lernsoftware mit Tablet-Computern erfordern. Die Hersteller und Lieferanten dieser Software speichern zudem sämtliche Schülerdaten und hüten sie wie einen wertvollen Archivschatz. Niemand weiss, was sie damit machen. Auch führt das «digitalisierte»

Lernen infolge der häufigen Computerprobleme zu viel Zeitverschwendung infolge Ablenkung. Das Lernen mit den systematischen Lehrmitteln und mit Wandtafel, Stift und Papier ist hingegen gemäss wissenschaftlichen Studien signifikant erfolgreicher als das Lernen am Computer.²²

Zukunftsweisender Schritt

Mit dem Entschluss, den Mathematik-«Lehrplan 21» zu stoppen und wieder den systematischen Klassenunterricht anzuwenden, kehren wir zu einer guten Volksschulbildung zurück und sparen zudem Kosten. Eine solide Bildung für alle entspricht dem Staatsmodell der direkten Demokratie. Dies verdeutlicht der bereits zitierte Mathematikprofessor René Sperb eindrücklich:

«Unsere Familie war arm, aber es war für mich kein Problem, das Unterseminar Küsnacht zu besuchen und anschliessend an der ETH Mathematik zu studieren. Später beneideten mich meine amerikanischen Kollegen stets um unser gutes Schulsystem. Sie staunten über unsere Saläre. Als ich in den 1970er Jahren an der Universität Tennessee in den USA unterrichtete, verdiente dort ein Assistenzprofessor weniger als ein Müllmann in New York. Bei vielen meiner Studenten hatte ich den Eindruck, sie hätten unsere Sekundarschule nicht geschafft.»²³

Die Schweiz hat es also nicht nötig, fehlgeschlagenen ausländischen Vorbildern nachzueifern. Im Gegenteil wäre es angemessen, wir würden auf eigene Ressourcen und bewährte Lehrmittel und Methoden zurückgreifen. Die Schweiz ist fähig, diesen zukunftsweisenden und dringenden Schritt zu tun.

Quellen:

1. Zur besseren Lesbarkeit wird bei Personenbezeichnungen in der Regel die männliche Form verwendet.
2. Wir brauchen Jugendliche, die schreiben und rechnen können. Aargauer Zeitung, 15.01.2015
3. Firmen-Ausbildner klagen: Schüler zu dumm für die Lehre. Blick, 8.2.2015
4. Algebra-Training. Theorie & Aufgaben (4 Module). VSGYM Volksschule – Gymnasium. Kantonsschule Zürich Nord, Fachschaft Mathematik. Zürich. Mai 2015
5. Schweizer Schüler gehören weltweit zu den Besten. Tages-Anzeiger, 07.02.1992
6. Digitalisierung made in Switzerland. Neue Zürcher Zeitung, 28.10.2017
7. Chemienobelpreis für einen Schweizer. Neue Zürcher Zeitung, 05.10.2017
8. Nasa – Schweizer wird Wissenschaftsdirektor. Neue Zürcher Zeitung, 28.09.2016
9. Merlo Bruno: Der Mathematikunterricht von morgen. Abschied von Pythagoras. Die Neue Schulpraxis, Nr. 1/1994
10. Neuer Lehrplan des Kantons Zürich, Zürich 1991
11. «Werkstattunterricht» heisst, dass die Schüler einzeln oder in kleinen Gruppen an verschiedenen «Posten» arbeiten. «Wochenplan» bedeutet, dass die Schüler sich den Stoff jeder neuen Woche selbstständig einteilen und aneignen müssen. «Selbstorganisiertes Lernen» heisst, dass die Schüler ihren Lernprozess selbst organisieren.
12. Das Schulmodell allein macht die Sek nicht fair. Neue Zürcher Zeitung, 22.02.2019
13. Lehrplan 21, Heft Mathematik. D-EDK, Luzern, März 2015, Seite 11 (die Versionen der Kantone sind mit dem «Lehrplan 21» der D-EDK weitgehend identisch)
14. Lehrplan 21, Heft Mathematik. D-EDK, Luzern, März 2015, Seite 10 (Kompetenz MA.1.A.2.e+f)
15. Lehrplan 21. A.a.O., Seite 11
16. Lehrplan 21. A.a. O., Seite 11 (Kompetenz MA.1.A.3.c)
17. Dr. sc. math. ETH Albert Fässler: Stellungnahme zum Mathematik-LP21 (2018, 4 Seiten). Die Studie kann unter albert-faessler@bluewin.ch bestellt werden. Der Autor ist Professor em. für Angewandte Mathematik und lehrte an verschiedenen Hochschulen, Fachhochschulen und pädagogischen Hochschulen. Er veröffentlichte 2018 im Springer-Verlag das Lehrbuch «Schnelleinstieg Differentialgleichungen» für Studierende und Lehrende an Pädagogischen Hochschulen und in mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern.
18. Mitteilung von Prof. sc. math. ETH em. René Sperb, 28. Februar 2019

19. *Noch nicht veröffentlichter Essay von Professor em. Dr. phil. Gerhard Steiner (Steiner verfasste das Grundlagenwerk: Mathematische Früherziehung als Denkerziehung. Eine psychologische Untersuchung über die Rolle des Denkens in der mathematischen Früherziehung. Stuttgart 1973)*
20. *Lehrplan 21, Heft Mathematik. D-EDK, Luzern, März 2015, Seite 31*
21. *Mitteilung von Prof. sc. math. ETH em. René Sperb, 28. Februar 2019*
22. *Spitzer Manfred: Digitale Demenz. München 2012, S. 94/95, 66-184; Computer sorgen für ungenügende Leistungen. Sonntags Zeitung, 5.6.2016; The reason Steve Jobs didn't let his children use an iPad. Independent, 24.2.2016*
23. *Mitteilung von Prof. sc. math. ETH em. René Sperb, 28. Februar 2019*

Ein Oberstufenlehrer berichtet (März 2019)

Ein Oberstufenlehrer aus dem Kanton Baselland erhielt von seinen Schülerinnen der ersten Sek-E-Klasse (E = mittleres Niveau), die er seit August 2018 unterrichtet, die Rückmeldung, Mathematik sei ihr Lieblingsfach. Sie seien froh, dass er den Stoff so systematisch und von Grund auf erkläre. Sie seien in Mathematik bereits weiter als ihre Kolleginnen und Kollegen vom P (P = höchstes Niveau).

Dieser Lehrer unterrichtet nicht nach dem «Lehrplan 21». Aufgrund seiner Erfahrung behandelt er auch Themen, die dort nicht vorkommen wie das Rechnen in verschiedenen Zahlensystemen. Dabei vertiefen die Schüler den Zahlenbegriff und lernen, mit Potenzen umzugehen. Gleichzeitig üben sie das Kopfrechnen (die Schulleitung hat ihm mit der Kündigung gedroht, weil er nicht nach Vorgabe unterrichtete).

Alternative Mathematik

Der Youtube-Film «Alternative Maths» parodiert die Auffassung, dass man als Lehrer stets verschiedene Lösungen zulassen müsse. In der ersten Szene marschiert der kleine Danny entrüstet ins Schulzimmer und hält seiner Lehrerin vorwurfsvoll ein Prüfungsblatt unter die Nase. Sie hat seine Rechnung $2 + 2 = 22$ als falsch bewertet. Tröstend erklärt sie dem kleinen Naseweis, warum $2 + 2 = 4$ gebe. Doch davon will Danny nichts wissen. Er ist überzeugt von seiner Lösung. Die Eltern unterstützen ihn und beschimpfen die Lehrerin als intolerant. Ihr Sohn sei ein Vordenker und seine Lösung kreativ. Die Schulleitung stellt sich hinter die Eltern, die Medien schalten sich ein, der Konflikt eskaliert, Schülerdemonstrationen folgen. Vor versammelter Lehrerschaft und Presse gibt der Schulleiter der Lehrerin ihre Entlassung bekannt. Grosszügig will er ihr die letzte Lohnzahlung und eine Abfindung aushändigen und sagt: «Zweitausend plus zweitausend Dollar macht 4000 Dollar.» Doch die Lehrerin widerspricht keck: «Nein! Falsch! $2 + 2$ macht 22, also bitte 22'000 Dollar!»

(<https://www.youtube.com/watch?v=haNpxU9wyYA> oder Suchwort «alternative maths»)

Mathematik im Jahr 2018

Ein Geschäftsmann ruft in einem Restaurant im Hauptbahnhof Zürich die (einheimische) Kellnerin. Er will die Konsumation für sich und seine drei Geschäftsfreunde bezahlen: 4×8.50 Fr. Die Kellnerin kann den Betrag nicht einkassieren, weil ihr Taschenrechner defekt ist und sie das Einmaleins in der Schule nicht mehr gelernt hat.

Ein Familienvater verlangt in der Metzgerei 300 Gramm Lachs. Leider kann der Lehrling aus fünf Päckchen Lachs nicht jene zwei auswählen, die zusammen 300 Gramm wiegen, weil er nicht mehr gelernt hat, im Kopf auf 100 zu ergänzen. Der Metzgermeister meint entschuldigend, solche Fähigkeiten könne man heute von den Lehrlingen nicht mehr erwarten.

Kinder im Netz globaler Konzerne



Das Buch von Judith Barben «Kinder im Netz globaler Konzerne. Der Lehrplan 21 als Manipulationsinstrument» gibt einen tiefen Einblick in den heutigen Schulalltag vieler Kinder.

Die Autorin erweist sich als profunde Kennerin der Schweizer Volksschule. In klaren Worten beschreibt sie die alarmierenden Veränderungen der Schule der letzten Jahre bis hin zum heutigen Lehrplan 21. Vieles ist kaum zu glauben, doch sämtliche Aussagen werden mit gut recherchierten Quellen und überzeugenden Beispielen belegt. Das Buch ist so spannend geschrieben, dass man es kaum mehr aus der Hand legt.



<https://www.basel-express.ch/redaktion/2121-mathematik-im-lehrplan-21-rechenschwaeche-als-ziel>

MeilenerAnzeiger, 28.03.2019

Der Lehrplan 21 muss bekämpft werden

Von zvg

Knapp 60 Interessierte fanden sich am Dienstagabend, 19. März im Foyer des Löwen in Meilen ein, um dem Referat zur aktuellen Schulreform und über den Lehrplan 21 von Dr. phil. Judith Barben (Lehrerin) zuzuhören.

Verständlich und chronologisch zeigte sie die Hintergründe des neuen «Leitfaden» für die öffentlichen Schulen auf. Barben skizzierte, wie «unsere einst gute – von Heinrich Pestalozzi geprägte Schule mit Kopf, Herz und Hand, also ganzheitlich – mehr und mehr am Volk vorbei umgebaut wird», so Barben. Es finde ein massiver Bildungsabbau statt, indem man die Kinder vermehrt selbstgesteuert an Arbeitsblättern, am PC oder Tablet arbeiten lasse. In Tat und Wahrheit seien die Schüler somit massiv überfordert. Es könne und dürfe nicht sein, dass gute Pädagoginnen und Pädagogen um ihre Stelle bangen müssten, nur weil sie die aktuelle Bildungsreform nicht mit ihren eigenen Werthaltungen und Vorstellungen einer guten Schule dank langjähriger Erfahrung mittragen könnten. Keine Studie zeige bis anhin, dass Kinder dank vermehrtem Einsatz von Computern bessere Leistungen erbrachten.

In der anschliessenden lebhaften Diskussion wurden verschiedene Stimmen laut. Die meisten drehten sich um unklare Aufträge, überforderte Kinder und Eltern, aber auch um all die gesammelten Schülerdaten, welche vielleicht zu einem späteren Zeitpunkt verwendet und eingesetzt werden könnten.

«Unsere junge Generation braucht klare, verbindliche Anleitungen und Unterstützung beim Lernen, altersgerechte Lerninhalte und Erklärungshilfen. Der Lehrplan 21, so wie er heute dasteht, muss bekämpft werden» sagte Dr. Judith Barben. Zuerst aber müsse eine breite Aufklärung stattfinden. In ihrem Buch: «Kinder im Netz globaler Konzerne» seien alle Hintergründe und Zusammenhänge klar und unmissverständlich nachzulesen.

<https://www.meileneranzeiger.ch/bericht/der-lehrplan-21-muss-bekaempft-werden-2656/>

Tagblatt, 3.4.2019

Nur noch ein Zeugnis pro Jahr: Kanton St.Gallen ändert die Beurteilung der Primarschüler

Der Kanton St. Gallen führt an den Primarschulen Jahreszeugnisse ein. Bei der Beurteilung der Schülerinnen und Schüler fällt nebst den Noten das Arbeits- und Sozialverhalten stärker ins Gewicht.

Adrian Vögele

Die Primarschülerinnen und Primarschüler im Kanton St. Gallen erhalten auch in Zukunft Zeugnisnoten – allerdings in grösseren Abständen als bisher. Ab dem Schuljahr 2020/21 wird ein neues Beurteilungskonzept angewendet – es ist Teil des neuen Lehrplans Volksschule, den der Kanton phasenweise einführt.

In der 3. bis 6. Klasse gibt es künftig Jahres- statt Semesterzeugnisse. Dieser Standard habe sich bei der 2. Klasse bereits bewährt, heisst es in einer Mitteilung des Bildungsdepartements. Im Zeugnis werden weiterhin Fachnoten verteilt. Für den Übertritt der Kinder in die nächste Klasse ist allerdings nicht mehr die Notensumme entscheidend, sondern «die Gesamtbeurteilung aller Schulleistungen und des Verhaltens». Die Zeugnisnote für die Arbeitshaltung entfällt, dafür werden die Lehrerinnen und Lehrer künftig eine «dokumentierte Beurteilung des gesamten Arbeits-, Lern- und Sozialverhaltens» ihrer Schüler abgeben. Stärken will der Kanton auch das Elterngespräch – und macht verbindliche, stufengerechte Vorgaben dazu, was im Gespräch thematisiert werden soll.

Oberstufe behält Semesterzeugnisse bei

Anders als in der Primarschule bleiben in der Oberstufe die Semesterzeugnisse bestehen. Auch stehen hier weiterhin die Fachnoten im Vordergrund: Für die Promotion der Schüler ist die Leistung in den Kernfächern zentral. «Der Erziehungsrat wird Fächer und Beurteilung bestimmen und zeitgerecht kommunizieren», heisst es im Communiqué des Kantons.

Dass die Volksschule die Kinder und Jugendlichen mit Noten beurteilt, ist im Kanton St.Gallen Gesetz: Das Kantonsparlament stimmte 2015 einer entsprechenden Motion der SVP zu. Mit der Einführung des Lehrplans 21 bestehe die Gefahr, dass dieses «bewährte Mittel der Leistungsbeurteilung» wegfallende und mit Wortzeugnissen ersetzt werde. Die SVP befürchtete statt der Noten «schwammige und schwer zu interpretierende Kommentare». Die anderen bürgerlichen Fraktionen unterstützten die Motion, gegen den Widerstand von SP und Grünen. Bei der Anpassung des Gesetzes vor zwei Jahren entschied das Parlament zudem, die Beurteilung mit ganzen und halben Noten vorzuschreiben. Damit steht es den Schulgemeinden nicht mehr frei, auf halbe Noten zu verzichten. Zuvor hatte der Entscheid der Stadt St. Gallen, nur noch ganze Noten zu setzen, Diskussionen ausgelöst.

Ethik-Unterricht beschäftigt den Erziehungsrat

Der neue Lehrplan wird an den St. Galler Schulen seit 2017 angewendet. Der Erziehungsrat hat die Rückmeldungen von Lehrpersonen und Schulleitungen analysiert und plant auf das Schuljahr 2020/21 erste Anpassungen. So seien im Fach Wirtschaft, Arbeit Haushalt (WAH) in der Oberstufe organisatorische Änderungen nötig. Ausserdem will der Erziehungsrat im Austausch mit der Regierung das umstrittene Fach Ethik, Religionen, Gemeinschaft (ERG) thematisieren. Heute können die Schülerinnen und Schüler wählen zwischen dem Fach ERG Kirche, das von Lehrkräften der Landeskirchen unterrichtet wird, und ERG Schule, für das die Lehrer der Volksschule zuständig sind. St. Gallen hat damit eine schweizweit einzigartige Lösung, die bei Eltern teils auf Irritation stiess. So gab es Werbeaktionen, mit denen die «Anbieter» der beiden ERG-Richtungen die Jugendlichen für sich gewinnen wollten.

Insgesamt läuft die Einführung des neuen Lehrplans aus Sicht des Erziehungsrats gut. Man nehme Impulse der Schulleitungen für die weitere Entwicklung auf. Ein «pragmatisches» Vorgehen sei auch deshalb vernünftig, weil Lehrmittelverlage ihre Produkte nicht auf einen Schlag umstellen könnten, sondern diese schrittweise modernisieren müssten.

<https://www.tagblatt.ch/ostschweiz/nur-noch-ein-zeugnis-pro-jahr-kanton-stgallen-aendert-die-beurteilung-der-primarschueler-ld.1107844>

Tagblatt, 24.3.2019

Vegetarisch macht Schule: Zum «Tiptopf» kommt nun auch der «Greentopf»

Jugendliche einer Schulklasse haben das Buch «Greentopf» geschrieben und gestaltet – mit würzigen und bunten veganen und vegetarischen Rezepten. Es erscheint im gleichen Verlag wie der «Tiptopf».

Monika Neidhart

Tatar-Canapé – in der Hiltl Akademie in Zürich bietet Koch Martin Ocnas ein Häppchen zum Probieren an. Optisch ist es erstaunlich nah an seinem fleischigen Vorbild, inklusive Rillen, die mit der Gabel geformt sind, und der Garnitur aus Zwiebelringen und Kapern. «Die rote Farbe hat das Tatar durch Randenpulver», sagt der Fachmann. Mit kritisch neugieriger Haltung greifen die Lehrpersonen zu, die sich noch vor dem Erscheinen des Kochbuches «Greentopf – vegetarisch, vegan, vielfältig» im Mai beim kulinarischen Partner des Buches informieren möchten. Anerkennendes Nicken. Das Tatar, das aus püriertem Fruchtfleisch von gebackenen Auberginen, Okara, klein geschnittenen Essiggurken, Oliven, Kapern und Gewürzen besteht, überzeugt kulinarisch.

Auch Crispy Tofu, Süsskartoffel-Papaya-Curry, Pad Thai, Paprika-Geschnetzeltes mit Spinatnudeln oder das Früchtenussbrot munden. Die über 210 Rezepte im «Greentopf», aufgeteilt in Kapitel von Getränken über Snacks und Fingerfood bis hin zu Grill und Desserts, wurden in der Hiltl-Akademie zusammen mit Schülerinnen und Schülern einer Thurgauer Timeout-Klasse mit ihrer Klassenlehrerin Franziska Stöckli kreiert.

Jugendliche bestimmen massgeblich mit

«Die Gerichte sollen schmecken und Freude bereiten. Wir wollen mit dem Buch nicht für oder gegen eine Ernährungsweise missionieren», umschreibt Initiantin Franziska Stöckli das Ziel des Kochbuches. Und erklärt, wie sie auf die Idee kam, ein Kochbuch von Jugendlichen für Jugendliche herauszugeben: Als Klassenlehrerin betreut sie eine kleine Gruppe von Schülern der Oberstufe. «Die Jugendlichen bekamen die Chance auf eine Auszeit, da sie in ihrer Klasse nicht mehr zurechtkamen, den Sinn der Schule aus den Augen verloren hatten oder sich in einer persönlichen Notsituation befanden.»

Drei Rezepte aus dem neuen «Greentopf»

In der Timeout-Klasse wurde auch gemeinsam gekocht und gegessen. Immer wieder erzählten die Jugendlichen dabei vom Essen in ihrer Heimat. Franziska Stöckli spürte ihr Interesse am Kochen und an ausgewogener, zeitgemässer Ernährung. «Ich wollte ihnen das Gefühl vermitteln, dass sie etwas erreichen können, wenn sie sich engagieren.»

Elf Schülerinnen und Schüler sind mit einem Porträt im Buch vertreten. Eine von ihnen ist Aylin: «Es macht mich jedes Mal sehr glücklich, wenn ich in den Ferien meine Verwandten in der Türkei besuchen darf. Dann wird mir jeweils bewusst, was die beiden Länder nebst der Sprache am meisten unterscheidet: das Essen. Wir lieben süsse Sachen über alles.» Eines der bekanntesten türkischen Gebäcke, Baklava, das die Fünfzehnjährige erwähnt, kann mit dem abgedruckten Rezept nachgebacken werden.

Züri-Geschnetzeltes mit Seitan

Neben vielen asiatischen Rezepten finden sich auch Schweizer Küchenklassiker wie Züri-Geschnetzeltes mit Rösti, Spaghetti Bolognese, Cordon bleu oder Schokoladenmousse im Buch, vegetarisch oder vegan abgewandelt. Wer denkt bei diesen beliebten Schweizer Klassikern an vegetarisches oder veganes Essen? «Der gesunde Genuss steht im Zentrum. Und da sind auch glückliche Namen für die Gerichte wichtig», erklärt Franziska Stöckli die Namensgebung, bei der

die Jugendlichen ebenfalls mitwirken durften. So wird Kalbfleisch durch mariniertes Seitan ersetzt, ein Lebensmittel aus Weizeneiweiss mit fleischähnlicher Konsistenz. Es stammt aus der japanischen Küche.

Verwendet wird Seitan im Kochbuch unter anderem auch beim Cordon bleu und im Kebab. Da es selbst geschmacksneutral ist, braucht es eine kräftige Marinade. Besser noch, man lässt die geschnittenen Streifen über Nacht in der Würzmischung ziehen, wie der Tipp im Rezept des Züriger Schnitzelns hinweist. Wer Seitan oder Tofu selber herstellen will, findet im «Greentopf» eine einfache Anleitung.

Ergänzung zum «Tiptopf»

«Greentopf» erscheint im Schulverlag plus AG, dem Verlag, der auch den «Tiptopf» herausgibt. Er ist seit über 30 Jahren das Kochbuch für den Hauswirtschaftsunterricht. Es bleibt auch weiterhin das Grundlagenwerk mit einfach verständlich dargestellten Zubereitungsarten im kochpraktischen Teil des WAH-Unterrichts (Wirtschaft, Arbeit, Haushalt), wie das Fach neu nach dem Lehrplan 21 benannt ist. Der «Greentopf» setzt durch die Auswahl von zusätzlichen internationalen, multikulturellen Gerichten zusammen mit den Essbiografien von Jugendlichen neue Akzente. Dazu kommt es mit einer frischen Grafik und vielen farbigen Fotografien attraktiv gestaltet daher.



Dass das Buch den Zeitnerv trifft, zeigen auch die ausgebuchten Einführungskurse für Hauswirtschaftslehrpersonen. Immer mehr Jugendliche und Erwachsene essen vegetarisch oder vegan oder verzichten zumindest zeitweise auf Fleisch. Damit kein Nährstoffmangel beim ersatzlosen Weglassen von tierischen Produkten entsteht, braucht es Wissen um eine ausgewogene Ernährung. Und eine Anleitung, wie man schmackhafte vegetarische und vegane Gerichte zubereitet. Die Rückmeldungen zum «Greentopf» am Kursmorgen sind durchwegs positiv: «Feine Gerichte, gute Hintergrundinformationen, 1:1 umsetzbar», lautet der Grundtenor. Und das nicht nur in der Schulküche.

<https://www.tagblatt.ch/leben/vegetarisch-macht-schule-ld.1104410>

Schule Schweiz, 5. April 2019

Eltern gegen Leistungschecks

In Basel hat sich eine Elterngruppe formiert, die sich dafür einsetzt, die in den Kantonen Basel-Stadt, Baselland, Solothurn und Aargau eingesetzten Checks abzuschaffen. Diese Leistungsüberprüfungen kosten den Kanton Basel-Stadt jährlich rund 600'000 Franken. Im Jahr 2017 haben sich 95 Prozent der Basler Lehrer in einer Resolution für die ersatzlose Abschaffung dieser Checks ausgesprochen. Dies wurde vom Erziehungsdepartement jedoch ignoriert. Der Grosse Rat hat im Oktober 2018 eine Motion zur "Streichung der Leistungschecks an der Basler Volksschule" mit 48:40 Stimmen abgelehnt.

Unterstützen Sie die Petition gegen die teuren Leistungs-Checks ohne Mehrwert.

www.checks-weg.ch

Schule Schweiz, 31. März 2019

Schluss mit dem Gender-Unfug

Die sogenannte gendergerechte Sprache beruht erstens auf einem Generalirrtum, erzeugt zweitens eine Fülle lächerlicher Sprachgebilde und ist drittens konsequent gar nicht durchzuhalten. Und viertens ist sie auch kein Beitrag zur Besserstellung der Frau in der Gesellschaft.

Schluss mit dem Gender-Unfug, Verein Deutsche Sprache, 6.3.

Der Generalirrtum: Zwischen dem natürlichen und dem grammatischen Geschlecht bestehe ein fester Zusammenhang. Er besteht absolut nicht. *Der Löwe, die Giraffe, das Pferd*. Und keinen stört es, dass alles Weibliche sich seit 1000 Jahren von dem Wort „das Weib“ ableitet.

Die lächerlichen Sprachgebilde: Die *Radfahrenden*, die *Fahrzeugführenden* sind schon in die Straßenverkehrsordnung vorgedrungen, die *Studierenden* haben die Universitäten erobert, die *Arbeitnehmendenviele* Betriebe. Der Große Duden treibt die Gendergerechtigkeit inzwischen so weit, dass er *Luftpiratinnen* als eigenes Stichwort verzeichnet und *Idiotinnen* auch. Und dazu kommt in jüngster Zeit als weitere Verrenkung noch der seltsame Gender-Stern.

Nicht durchzuhalten: Wie kommt der Bürgermeister dazu, sich bei den Wählerinnen und Wählern zu bedanken – ohne einzusehen, dass er sich natürlich „Bürgerinnen- und Bürgermeister“ nennen müsste? Wie lange können wir noch auf ein Einwohnerinnen- und Einwohnermeldeamt verzichten? Wie ertragen wir es, in der Fernsehwerbung täglich dutzendfach zu hören, wir sollten uns über Risiken und Nebenwirkungen bei unserm *Arzt oder Apotheker* informieren? Warum fehlt im Duden das Stichwort „Christintum“ – da er doch die Christin vom Christen unterscheidet?

Und dann tragen solche Verzerrungen der Sprache nicht einmal dazu bei, den Frauen zu mehr Rechten zu verhelfen. Auch im Grundgesetz gibt es dafür kein Indiz: In 13 Artikeln spricht es 20mal vom *Bundeskanzler*, zusätzlich auch vom „Gewählten“ und vom „Vorgeschlagenen“. Den mehrfachen Aufstieg von Angela Merkel zur Bundeskanzlerin hat dies nicht behindert, und eine mögliche neue Bundeskanzlerin fühlt sich inmitten dieses Missstands offensichtlich ziemlich wohl.

In Deutschland laufen momentan zwei Unterschriftensammlungen, die beide bezwecken, die Gendersprache zu stoppen.

<https://stop-gendersprache-jetzt.de/>

<https://vds-ev.de/gegenwartsdeutsch/gendersprache/gendersprache-unterschriften/schluss-mit-dem-gender-unfug/>

NZZ am Sonntag, 31. März 2019

Der externe Standpunkt

Wenn Kinder ohne Grenzen den Takt vorgeben

In der heutigen Gesellschaft geniessen Kinder so viel Aufmerksamkeit wie noch nie. Das verleitet Eltern dazu, ihre Kinder auf Händen zu tragen. Ein fataler Fehlschluss mit Folgen, findet Margrit Stamm

Ein Land mit Kindern ist ein Land mit Zukunft.» Mit diesem markigen Satz hat kürzlich ein Politiker sein Plädoyer für eine bessere Familienpolitik beendet. Gleichentags las ich in einer Zeitung unter dem Titel «No Kids, please!» einen Beitrag zum wachsenden Trend kinderfreier Restaurants. Unsere Gesellschaft schmückt sich zwar mit Begriffen wie Diversität oder Generationenhäusern, trennt aber gleichzeitig an andern Orten Menschengruppen sauberlich voneinander.

Klar, Kinder sind zwar unser aller Zukunft, haben aber bei ihrer Anwesenheit in Restaurants einen eher schlechten Ruf. Die Forderung nach kinderfreien Zonen in Gaststätten scheint darum nicht völlig unverständlich. Und es läuft mit Sicherheit etwas falsch, wenn ein Kind mit Schokofingern die Sitzbank des Restaurants verschmiert. Insbesondere dann, wenn die Eltern nicht einschreiten und so tun, als ob diese Kleckerei die normalste Sache der Welt sei. Ergreifen Restaurantbetreiber Massnahmen dagegen, dann wahrscheinlich kaum, weil sie Kinderhasser sind, sondern weil sie Schaden abwenden wollen.

Leider ist das Thema der kinderfreien Zonen zu einem Thema geworden, bei dem vor allem moralisiert wird. Diese Moralisierung verhindert, dass die vielleicht wichtigste Frage unberücksichtigt bleibt: Weshalb wachsen Kinder heute so grenzenlos auf? Warum erlauben ihnen die Eltern, sich überall frei zu entfalten und ihre Bedürfnisse kundzutun?

Erstens, weil sich das Bild des Kindes enorm gewandelt hat. Galt das Kind bis in die neunziger Jahre als widerstands- und anpassungsfähig, überwiegt heute seine Verletzlichkeit, weshalb es keinen Enttäuschungen oder Konflikten ausgesetzt werden soll. Parallel dazu hat der Begriff «Vom Befehls- zum Verhandlungshaushalt» im pädagogischen Feld und in den Köpfen vieler Eltern Einzug gehalten. Erziehung wird deshalb nicht mehr so sehr als Einwirkung, sondern als kommunikative Anregung und Herausforderung zur Selbsterziehung verstanden und praktiziert.

Gegenüber den angstbesetzten Beziehungsstrukturen früherer Generationen ist das ein grosser Fortschritt, denn autoritäre Eltern hätten dem kleinen Schokofinger im Restaurant vermutlich sofort eins hinter die Ohren verpasst. Doch der Trend zum Verhandlungshaushalt hat auch einiges ins Gegenteil verkehrt. Viele Eltern sähen sich nur noch als «Flugbegleiter», so der Pädagoge Jesper Juul, und würden das Kind zum kleinen König machen. Sie getrauen sich kaum mehr, es zu erziehen und dadurch eine Distanz zu ihm herzustellen.

Der zweite Grund liegt in den Familienstrukturen. Partner kommen und gehen, das Kind bleibt. Es ist sogar das einzig Stabile, das Kontinuität über das ganze Leben verspricht, wie dies beim Partner möglicherweise nicht der Fall ist. Das Kind wird zum Glückserfüller, von dem Eltern abhängig werden. Gleichzeitig machen sie sich Sorgen, ihre Disziplinierungsmassnahmen könnten negative Auswirkungen haben und dazu führen, dass sie seine Liebe verlieren. Deshalb betrachten sie es als Körperteil von sich selbst und tun alles dafür, dass das so bleibt.

Doch schon der Pädagoge Friedrich Schleiermacher hat gesagt, dass nicht nur Behütung und Unterstützung wichtige Komponenten einer guten Erziehung seien, sondern auch «die Gegenwir-

kung». Heute nennt man das: autoritative Erziehung. Sie zeichnet sich durch Liebe, Wertschätzung und Achtung aus, aber ebenso durch die Vorgabe von Regeln und eine klare Trennung zwischen Erwachsenen- und Kinderebene. Die Aussperrtaktik von Restaurants ist deshalb auch ein Schlag ins Gesicht der Eltern, welche ihre Kinder so erziehen.

Bei allem Verständnis für Gastronomen: Kinder gehören auch in ein Restaurant. Teil der Erziehung ist es, dass sie an verschiedenen Orten sozialisiert werden, also nicht nur zu Hause oder in der Krippe, in Kindergarten und Schule, sondern auch in der Arztpraxis, im Museum, im Bus – und auch im Restaurant. Kinder sollen die Regeln und Normen kennenlernen, welche an diesen unterschiedlichen Orten gelten. Deshalb wäre der kleine Schokofinger sofort, aber liebevoll in seinem Tatendrang unterbunden worden, und die Eltern hätten sich beim Restaurantbetreiber entschuldigt. Zu Hause würde der Knirps dann nicht einfach in einen der boomenden Knigge-kurse geschickt, sondern mit ihm der nächste Restaurantbesuch so vorbereitet und eingeübt, dass er nun weiss, was dort gilt und wie sich der Ort vom häuslichen Wohnzimmer unterscheidet.

Eltern dürfen ihre Kinder uneingeschränkt toll finden, aber sie sollen ihnen Regeln mit auf den Weg geben, die immer und überall oder auch nur an spezifischen Orten gelten. Dann müsste es nicht harzen, wenn mehrere Generationen oder Fraktionen unterschiedlicher Lebenseinstellungen zusammentreffen.

<https://epaper.nzz.ch/#article/8/NZZ%20am%20Sonntag/2019-03-31/17/241746311>

Veranstungshinweis

Nicht Schulreform, sondern Totalumbau

Prof. Dr. phil. Mario Andreotti

Einladung zu einem Vortrag mit Diskussion

Freitag, 12. April 2019, 19.00 Uhr

Pfarrzentrum Liebfrauen, Weinbergstr. 36, 8006 Zürich



**Nicht nur Schulreform,
sondern totaler Umbau des ganzen Bildungswesens;**

**Digitalisierung des Unterrichts:
Computer statt Lehrerinnen und Lehrer;**

**«Lernzeiten»
statt Hausaufgaben;**

**Frühfremdsprachen
statt korrektes Deutsch;**

**«Schreiben nach Gehör»
statt richtige Schreibweise.**

Prof. Dr. **Mario Andreotti** ist ein profunder Kenner der schweizerischen Bildungslandschaft und äussert sich immer wieder zu Fehlentwicklungen im Schulwesen. Er studierte in Zürich Germanistik und Geschichte und war langjähriger Gymnasiallehrer. Heute ist er Lehrbeauftragter für Sprach- und Literaturwissenschaft an der Universität St. Gallen und Gastdozent an den Pädagogischen Hochschulen Luzern und Vorarlberg. Daneben ist er in der Lehrerfortbildung tätig und Buchautor.

Der Verein «**Starke Volksschule Zürich**» hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Schulreformen aufmerksam und kritisch zu verfolgen und eine vielfältige Meinungsbildung im Bildungsbereich zu ermöglichen. In diesem Sinne organisiert er den Vortrag mit Prof. Dr. Andreotti.

Wir freuen uns über viele Eltern, Grosseltern, Schüler, Studenten und Lehrer, die ihre Beobachtungen vertiefen und mitdiskutieren wollen, aber auch über jeden sonst interessierten Zuhörer.

[Flyer zur Veranstaltung vom 12.4.2019Herunterladen](#)